

Stummer Schrei und »Weltöffentlichkeit«

Studie zur sozialen Rolle des Opfers –
Zum Beispiel Natascha Kampusch

von Ophelia Lindemann



Opfergeschichten genießen derzeit eine hohe Aufmerksamkeit in den Massenmedien. Sie werden erzählt, vielfach erzählt und werden offenbar auch gerne gehört. Konjunktur haben Geschichten erlittener Gewalt nicht nur in den Zeitungen des Boulevards, sondern auch in den großen Talkshows am Abend. Opfer, gerade von sexuellem Missbrauch, rekonstruieren ihre traurigen Erfahrungen in Autobiografien und erreichen damit hohe Auflagen. Parallel dazu lässt sich beobachten, dass die Stellung des Verletzten in Kriminalpolitik und Strafrecht aufgewertet wird. Im Zeichen des Opferschutzes sind zahlreiche Gesetze auf den Weg gebracht worden, die zu einer Verschiebung der Rollen im Strafverfahren zugunsten des Opfers geführt haben. Werden diese Entwicklungen auch unter der vertrauten Überschrift, man müsse den Opfern endlich eine Stimme geben, legitimiert, so sind sie – wie unsere Studie zeigt – trotzdem nicht ganz widerspruchsfrei.

»Sehr geehrte Journalisten, Reporter, sehr geehrte Weltöffentlichkeit« – so hat Natascha Kampusch den Brief überschrieben, der am 28. August 2006 auf einer Pressekonferenz verlesen wurde. Das war keine Woche, nachdem sie ihrem Entführer, dem Mann, der sie über acht Jahre gefangen gehalten hatte, entkommen konnte. Wenige Tage darauf, am 6. September, wurde das erste, international vermarktete Fernsehinterview mit ihr ausgestrahlt. Ihm sollten weitere folgen. Und nicht ganz zwei Jahre später moderierte Natascha Kampusch ihre eigene (mittlerweile allerdings wieder eingestellte) Talkshow, und Fotos der hübschen jungen Frau sind auf der Internetseite »Nataschas Welt« zu beschauen. Das verwundert. Der selbstbewusste Umgang eines Opfers mit den Medien weckt Zweifel: Etwas könne mit ihr und/oder ihrer Geschichte nicht stimmen, wird online spekuliert. Aus dem durchaus aggressiv vorgebrachten Verdacht lässt sich gleichwohl etwas

lernen – etwas lernen auch über unsere Erwartungen und Vorstellungen davon, wie ein Verbrechenopfer auszusehen hat, wie es zu agieren, wie zu sprechen hat. Jedenfalls nicht so wie Natascha Kampusch. Der geschilderte Vorgang macht aber auch auf etwas anderes aufmerksam: Der mediale Diskurs über das Opfer hat schon längst seine Naivität verloren.

Werden Medien zu Quasi-Tätern an Passiv-Wehrlosen?

Die Opfererfahrung impliziert das Erleben einer Missachtung, einer Demütigung, einer Erniedrigung. Ausgerechnet mit dem Status als Opfer öffentliche Aufmerksamkeit zu erlangen, scheint ein risikoreiches Geschäft zu sein: Viktimisierungstheorien warnen vor einer erneuten Passivierung und Stigmatisierung des Opfers, vor einer Zu- und Festschreibung des Opfers im Status des Opfers; angeprangert wird eine voyeuristische Ausschlachtung der Geschichten von Gewalt und Ohnmacht durch die Massenmedien. In dieser Warnung werden die Medien zu Quasi-Tätern an Passiv-Wehrlosen, und das Verhältnis Medien – Opfer scheint das Machtgefälle zwischen Täter und Opfer zu wiederholen. Glücklicherweise folgt die Welt klaren Dichotomisierungen nicht immer. Selten. Nie.

Selbstbewusst, aktiv – präsentiert sich so ein Opfer?

Beobachten lässt sich nicht nur bei Natascha Kampusch ein sehr überlegter Umgang mit den Medien. Einige Opfer begreifen sich selbst als Akteure und ringen darum, sich selbst zu erzählen statt von Dritten erzählt zu werden. Opfer verorten sich in einem medialen Kontext und konstruieren ihre Geschichte eben auch selbst. Sie nehmen die Auseinandersetzung um den Status als Opfer auf, indem sie sich ihre eigene Geschichte in der Öffentlichkeit aneignen und gegebenenfalls auch gegen die Erzählungen anderer verteidigen.

»Aber ich möchte auf keinen Fall, dass irgendwer anders sich als Experte über mein Leben ausgibt.« Natascha Kampusch bei ihrem ersten Interview, das am 6. September 2006 ausgestrahlt wurde.



Der Interviewer verdoppelt den Psychiater, der im Hintergrund sitzt: Das Ideal der therapeutischen Gesprächskonstellation wird zum Unterscheidungsmerkmal zwischen »gehobenen« Medien und Boulevard.

»Ich möchte auf keinen Fall, dass irgendwer anders sich als Experte über mein Leben ausgibt«, sagt Natascha Kampusch in ihrem ersten Interview und widerspricht damit der zur Konvention erstarrten medialen Choreografie von »Betroffenen« und »Fachleuten«. Es ist genau dieses selbstbewusste, aktive Auftreten, das Erwartungshaltungen darüber verletzt, wie ein Opfer auszusehen hat. Müsste sie nicht hilflos sein? Müsste sie nicht wenigstens ein klitzekleines bisschen zusammenbrechen?, mag manch einer sich leise fragen. Aber woher wissen wir das eigentlich?

Nicht nur agieren einige Opfer von Verbrechen mit sicherem Blick auf die Medien, die Reflexion auf das problematische Verhältnis zwischen Opfern und Medien ist schon längst Teil des medialen Opferdiskurses. Man weiß, dass Opfern Schlimmes, eine erneute Viktimisierung droht, wenn sich die Reportermeute über sie hermacht. Dieses Wissen gerinnt zum Distinktionsmerkmal zwischen den gehobenen Medien und dem Boulevard. Es gehört zum guten Ton, das Opfer als doppeltes Opfer, sowohl des Täters als auch der Klatschpresse, zu thematisieren. Diese Reflexionsschleife auf den medialen Kontext verspricht zu garantieren, dass man es besser macht, dass man selbst jedenfalls nicht Boulevard ist. Und so ist es auch Natascha Kampuschs Interviewer, der ihre Erfahrungen mit den Medien anspricht, der sie fragt, was sie an der Berichterstattung ärgert und damit vorführt, dass er selbst weiß, dass man es mit einem sensiblen Thema zu tun hat, das der behutsamen Umgehensweise bedarf. Die Medienschelte als Bestandteil des medialen Diskurses klärt so die Position des Interviewers, macht deutlich, womit wir

Warten auf den Zusammenbruch? Das erste Interview mit Natascha Kampusch irritierte, weil der zum (Bild-)Klischee erstarrte dramatische Moment des »Herausbrechens« grausamer Erlebnisse ausblieb.

es zu tun haben oder besser: womit wir es nicht zu tun haben, nämlich keinesfalls mit einem rasenden Reporter. Wir bewegen uns in einem Feld der Konkurrenz kulturindustrieller Produzenten.

Inszenierung eines intimen Gesprächs:

»Wollen Sie darüber etwas erzählen?«

Selbstverständlich werden die schlimmen Erlebnisse nicht nicht exponiert. Auch in diesem Interview wird Natascha Kampusch aufgefordert, von ihren Erfahrungen zu berichten. Das mag man wiederum als (nunmehr kaschierten) Voyeurismus skandalisieren, gleichwohl erscheint es lohnenswert, sich das Modell anzuschauen, das als bessere Form des Umgangs mit Verbrechenopfern vorgeschlagen wird. Inszeniert wird ein (vermeintlich) intimes, mit viel Zeit geführtes Vier-Augen-Gespräch. Dabei verdoppelt der Interviewer den ebenfalls anwesenden und nur ganz kurz im Bild sichtbaren Psychiater in Körperhaltung und Gestus. Er fragt die junge Frau auch nicht direkt, gleichsam investigativ nach den Geschehnissen in der Gefangenschaft, fragt nicht, wie war dieses und jenes, sondern benutzt vielmehr mehrfach die behutsame Formulierung: »Wollen Sie darüber etwas erzählen?« Die Frage ermöglicht ein Nein und lässt, zumindest formal, das Opfer über das Ausmaß der Schilderung der Geschehnisse bestimmen. Dass traumatische Erfahrungen in langen therapeutischen Gesprächen »aufgearbeitet« werden »müssen«, ist mittlerweile zum Alltagswissen geronnen und genau daran knüpft der hier inszenierte »gute« Umgang mit dem Opfer an: Zu tun haben wir es mit einer Applikation der für solche Situationen als richtig befundenen therapeutischen Gesprächskonstellation auf das Fernsehinterview.

Der Traumadiskurs

und seine wirkmächtigen Klischees

Wie eine Gesprächssituation aussieht, in der Traumata »aufgearbeitet« werden, kennen wir in der Regel ebenfalls nur aus den unzähligen medialen Darstellungen. Daher wissen wir, wie wichtig und gleichzeitig



schwierig es ist, »das Schweigen zu brechen« – um einen bekannten Topos zu zitieren. Wir haben die Bilder vor Augen, die uns zeigen, wie mit stockenden Worten, unter Tränen und Zusammenbrüchen die schlimmen Erlebnisse gegen »Widerstände« letztlich dann doch »herausbrechen« und gesagt werden. Der Traumadiskurs speist als wirkmächtiges (Bild-)Klischee unsere Erwartungshaltungen darüber, wie ein Opfer auszu-sehen hat. Die Verwunderung der Zuschauerin wartet auf den dramatischen Bruch in der Kontrolliertheit der Natascha Kampusch.

Therapeutische Denkmuster in Interviews und Kriminalpolitik

Dass wir Momente der therapeutischen Gesprächskonstellation in der Inszenierung des Fernsehinterviews finden, ist kein Zufall, vielmehr durchdringt das »Psychologische« weite Teile des gesamten Opferdiskurses. Das gilt auch für die Kriminalpolitik. So sprechen etwa die »Eckpunkte einer Reform des Strafverfahrens« (BMJ 2001) unter dem Stichwort Opferschutz von einer Verarbeitung des traumatisierenden Geschehens und setzen damit auf eine psychologische Terminologie zur Legitimation von Opferrechtsreformen. Das zu tun, verspricht auf der moralisch richtigen Seite zu sein, verspricht gegen die abstrakte, gleichsam »blinde« Allgemeinheit des Rechts auf die Bedürfnisse des geschundenen Individuums einzugehen. Gleichwohl ist die fraglose Übertragung therapeutischer Denkmuster auf Formen und an Orte der öffentlichen Rede nicht unproblematisch.

Der israelische Wissenschaftler José Brunner, der sich mit der politischen Geschichte des Traumadiskurses beschäftigt, spricht in diesem Zusammenhang von einer zunehmenden Tendenz, den Staat als Therapeuten zu begreifen. Denn zu fragen ist, ob die zur Diskussion stehende Situation tatsächlich eine ist, in der es darum geht und gehen kann, traumatische Erlebnisse zu überwinden, ob also der Gerichtssaal überhaupt ein geeignetes Forum dafür sein kann, eine Opfererfahrung »aufzuarbeiten«.

In der Fernsehdokumentation »Natascha Kampusch – Ein Jahr danach« unternimmt der Journalist Christoph Feurstein mit Natascha Kampusch eine Reise nach Barcelona. Man sieht sie die Normalität des touristischen Programms absolvieren – Stadtbesichtigung, Straßenmaler, Strandbar – die Therapie ist beendet, sagen die Bilder. Man sieht Natascha Kampusch mit dem Interviewer am Strand sitzen, wehendes Haar und Brandung im Hintergrund, zwei junge Leute beim

Die Autorin

Ophelia Lindemann, M. A., studierte an der Goethe-Universität Theater, Film- und Medienwissenschaft, Politologie und Rechtswissenschaft. Sie hat in freien Theaterprojekten gearbeitet und ist seit 2008 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialforschung in Frankfurt. Sie beschäftigt sich sowohl mit Theorien der Kulturindustrie als auch mit rechtswissenschaftlichen Fragestellungen. Innerhalb des von der VolkswagenStiftung geförderten Projekts »Strukturwandel der Anerkennung im 21. Jahrhundert« untersucht sie die mediale Repräsentation von Opfergeschichten im Rahmen des Teilprojekts »Recht. Kampf um Anerkennung als Opfer«.

Lindemann@em.uni-frankfurt.de



Kein Opfer, sondern ein gefilmtes Opfer: Die Dokumentation »Natascha Kampusch – Ein Jahr danach« macht die mediale Inszenierung des Opfers transparent, indem Kameras immer wieder selbst zum Bildgegenstand gemacht werden.

Flirt, möchte man assoziieren. Der Intimität des Gesprächs widersprechen allerdings die Videokameras, die die beiden in den Händen halten. Die Nähe wird so transparent gemacht als eine für eine medial vermittelte Öffentlichkeit arrangierte. Zu sehen ist kein Interview, sondern ein gefilmtes Interview, kein Opfer in den Medien, sondern das Opfer und die Medien im Medium. Diese Selbstthematization ist mittlerweile fester Bestandteil des nicht mehr ganz jungen Opferdiskurses. »Herr Feurstein, wie ist das so für Sie, kommen Sie nie in Verlegenheit, wenn Sie Menschen sehr intime Dinge fragen?«, fragt Natascha Kampusch ihren Interviewer. Die Gegenseitigkeit ist inszeniert – und beide wissen das. ◆

Das Projekt: »Strukturwandel der Anerkennung im 21. Jahrhundert«

Unter der Leitung von Prof. Dr. Axel Honneth wird seit 2007 im Institut für Sozialforschung an der Goethe-Universität das Projekt »Strukturwandel der Anerkennung im 21. Jahrhundert« durchgeführt. Das Projekt wird von der VolkswagenStiftung gefördert, ist organisatorisch am Institut für Philosophie der Goethe-Universität angesiedelt und kooperiert mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der Universität Bielefeld. Ziel des Forschungsprojektes ist es, den Begriff der Anerkennung als zentrale Gegenwarts-kategorie zu erschließen. Dabei sollen zum einen derzeit beobachtbare Veränderungen sozialer Anerkennungsbeziehungen vor ihrem historischen Hintergrund beschrieben und zum anderen soll nach der normativen Bewertung dieser Verschiebungen gefragt werden. Als interdisziplinärer Forschungsverbund angelegt, werden historiografische, juristische, soziologische, philosophische und sozialisationstheoretische Fragestellungen verknüpft. Die Untersuchung der medialen Darstellungen von Opfern entsteht im Rahmen des von Prof. Dr. Klaus Günther geleiteten Teilprojektes »Recht. Kampf um Anerkennung als Opfer«.

www.ifs.uni-frankfurt.de